

Nr. 196. Bromberg, den 27. August 1930.

Das Gift.

Roman von William le Queux.

Bearbeitet von Dr. Otto Borschke.

28. Fortsetzung.) ———

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Allbezwingerin Liebe.

Die plötzliche Enthüllung des Motivs zum Verbrechen in der Stretton Street hatte mich verwirrt.

Eine Stunde später war ich bei Senor Serrano in seinem Hotel und erfuhr von ihm noch weitere Einzelheiten über die Verfügungen, die sein verstorbener Klient über sein Vermögen getroffen hatte. Der Graf hatte scheinbar mit seiner zweiten Gattin auf keinem besonders freundschaftlichen Fuße gestanden, deshalb hatte er auch den Großteil seines Vermögens seiner Tochter Gabriele hinterlassen und erst im Falle ihres Todes seinem Partner De Gex, den er für einen ehrenwerten Menschen hielt.

Der Graf war etliche Monate vor seiner Tochter plötzlich gestorben, und zwar durch das Orosin, das ihm jemand zugeführt hatte, der in De Gex' Solde stand. Jetzt war Senor Serrano zum erstenmal nach London gekommen, um mit De Gex zu sprechen, der schon seit langem auf eine Ordnung der Angelegenheit drängte. Er hatte ihn tags vorher aufgesucht.

„Als ich von seinem verstorbenen Partner und von dessen Tochter sprach, kamen ihm die Tränen in die Augen", sagte der spanische Advokat.

Tränen in den Augen von Oswald De Gex! Ich mußte bei diesem Gedanken lächeln.

Was Rivera betrifft, so stand er ebenso vor einem Rätsel wie ich.

Mir war nun das Motiv für den Tod der armen Gabriele Engledue ganz klar: De Gex hatte jedenfalls aus dem Grund einen Totenschein von mir verlangt, weil er nicht ganz sicher war, ob man bei einer eventuellen Obduktion nicht eine Spur des Giftes finden könnte. Vielleicht hätte doch der eine oder andere Pathologe das Orosin feststellen können. Beim Tode des Grafen hatte er sich dieser Gefahr unterzogen, denn er wußte nur zu gut, daß ein gewöhnlicher Arzt als Todesursache Herzschwäche feststellen würde, was ja auch tatsächlich der Fall war. In London jedoch mußte er vorsichtiger sein.

Ich hatte festgestellt, daß Tito Moroni, der Arzt aus der Via Gavezzo, jene Person war, die das Orosin destilliert und es dem reichen, doch skrupellosen Freunde übergeben hatte, damit dieser mit Hilfe des Giftes sich der ihm lästigen Personen entledigen und zu gleicher Zeit bereichern konnte.

Zum Glück war ich wieder fast vollkommen hergestellt. Ich war die dritte Person, die nach einer Dosis Orosin wieder zum normalen Gebrauch ihrer Sinne gelangt war. Würde es wohl noch eine vierte geben?

Drei weitere angstvolle Tage verstrichen. De Gex hielt sich noch immer in der Stretton Street auf und wußte scheinbar nichts davon, daß sein Söldner Sanz unter ständiger Bewachung stand. Zweifellos planten sie einen neuen Anschlag, denn der Spanier, der ein so naher Freund des berüchtigten Despujol war, hatte schon zweimal einen Besuch in der Stretton Street abgestattet.

Es hatte den Anschein, als ob De Gex, der sicher schon gern nach Italien zurückgekehrt wäre, nur deshalb noch in London blieb, weil er hoffte, daß Senor Serrano die umgehende Übertragung des Nachlasses des Grafen veranlassen würde.

Man konnte kaum eine Zeitung zur Hand nehmen, ohne darin von dieser oder jener Unternehmung De Gex zu lesen. Ich mußte still lächeln, wenn ich von den Taten des großen Mannes las, von seinen finanziellen Unternehmungen, von seinen Gütern in England und Italien und von seiner Hilfe, die er dem spanischen Finanzministerium geleistet hatte. Oftmals, wenn ich zu Hause war, besprach ich unsere Lage mit Hambledon, doch ohne die Zeugenschaft der Gabriele Tennison konnten wir nichts unternehmen.

Fast eine Woche war nun seit meinem Zusammentreffen mit dem spanischen Rechtsanwalt vergangen. Tito Moroni mußte nach Italien zurückgekehrt sein, denn er war in der Stretton Street nicht mehr gesehen worden. Anläßlich seines letzten Besuches hatte er jedenfalls einen Streit mit seinem reichen Gönner gehabt, an dem er wahrscheinlich eine Erpressung ausüben wollte. Mehr als einmal wollte Rivera die Verhaftung des Mateo Sanz durchführen, doch ich drängte ihn immer wieder, sich noch zu gedulden. Wiederholt bat er mich, ihm alles zu sagen, was ich wußte, doch ich wich seinen Fragen aus, denn ich war noch nicht so weit, um den vernichtenden Schlag zu führen und die arme Gabriele zu rächen.

Täglich, ja stündlich waren meine Gedanken bei ihr. Die Briefe, die ich aus London erhielt, waren alles eher, denn hoffnungsvoll; in den letzten hatte man mir berichtet, daß sich im Laufe der letzten Wochen, während welcher sie sich in Pflege des gütigen, alten Professors befand, kein oder fast kein Fortschritt gezeigt hatte.

Als ich eines Abends von meinem Bureau heimkehrte, fand ich einen Brief in der wohlbekannten Handschrift der Frau Tennison. Sie hatte ihn vor wenigen Stunden in der Longridge Road geschrieben und bat mich, sie noch am selben Abend zu besuchen, da sie aus Frankreich zurückgekehrt waren.

Natürlich verlor ich keine Minute und eilte sofort hin. Beklommenen Herzens trat ich in den mir so wohlbekannten kleinen Salon, in welchem sich Gabriele lächelnd von ihrem Sitz erhob und mich begrüßte.

Sie war verändert; ihr Gesicht strahlte und war voll Leben und ihre Augen blitzten. Der müde Ausdruck war aus ihrem Antlitz geschwunden, und sie sah sehr frisch und entzückend aus.

„Nun, Herr Garfield", sagte sie erfreut, indem sie mir warm die Hand drückte, ganz anders wie früher, „wie Sie sehen, sind wir wieder zurück! Mutter ist eben zu Tante

Alice gegangen, aber sie sagte mir, daß Sie kommen würden."

„Ich hoffe, daß Sie sich besser fühlen", erwiderte ich, indem ich ihre zarte, weiche Hand in der meinen hielt und ihr tief in die Augen blickte. „Sie sehen ganz verändert aus."

„Ja, ich kann mich jetzt auch an alles erinnern, die ganze Vergangenheit ist mir wieder in Erinnerung gekommen, dank dem guten Professor. Er war so freundlich und geduldig mit mir, daß ich ihm nicht genug danken kann. Jetzt fühle ich mich wieder so wie früher. Und es kam so plötzlich — zuerst brachte mir die Behandlung gar keine Besserung, doch plötzlich eines Tages fand ich, daß ich mich wieder an alles erinnern konnte — an alles, was mir in jener furchtbaren Nacht zugestoßen war. Nach drei weiteren Tagen erklärte der Professor, daß ich wieder ganz hergestellt sei."

Mein Herz hüpfte vor Freude — sie war geheilt — — geheilt!

„Erzählen Sie mir alles, an was Sie sich bezüglich jener Nacht erinnern", drängte ich, als wir nebeneinander Platz genommen hatten.

Sie holte tief Atem und begann:

„Vor ungefähr einem Jahre nahm ich an einer privaten Tanzunterhaltung im Hause einer Freundin in Holland Park teil, anläßlich welcher ich einer jungen Frau, namens Cullerton vorgestellt wurde, der Gattin eines Börsenmaklers. Sie gefiel mir und lud mich zu einer Tanzveranstaltung, die sie in der darauffolgenden Woche in ihrem Hause veranstalten wollte. Bald schlossen wir Freundschaft miteinander. Als wir eines Tages spazieren gingen, trafen wir den bekannten Finanzmann De Gex, den sie mir vorstellte. Er lud uns zum Tee ein, und wir fuhren in seinem Auto, das in der Nähe wartete, zu ihm. Als wir dann beim Tee saßen, trat ein schlankes Mädchen, das wie eine Spanierin aussah, ins Zimmer; er stellte sie uns als Gabriele Engledue vor. Wir lachten über die Gleichheit unseres Vornamens, und sie erzählte mir dann, daß ihre Mutter eine Engländerin gewesen sei, daß sie selbst sich aber die ganze Zeit in Madrid aufgehalten habe. Nun sei sie nach London gekommen, um hier die englische Sprache zu erlernen. Sie war bei einer Familie irgendwo in Essex gewesen, war aber jetzt in ein Londoner Hotel übergesiedelt, da sie in den nächsten Tagen nach Madrid zurückkehren wollte. Sie gefiel mir sehr gut, auch Herr De Gex war sehr nett zu uns, und ich nahm seine Einladung an, in einigen Tagen bei ihm zu dinieren. Meiner Mutter sagte ich nichts davon, denn ich fürchtete, daß ihr meine neuen Bekanntschaften nicht angenehm sein könnten. Das Diner bei De Gex verlief sehr angeregt, er führte uns nachher in ein Theater und brachte uns alle drei nach Hause.

Für den Abend des 7. November hatte De Gex Fräulein Engledue und mich durch Frau Cullerton wieder zum Abendessen einladen lassen, da erstere am nächsten Tage nach Madrid abreisen sollte. Auch Herr und Frau Cullerton sollten hinkommen, hieß es. Neuerlich war ich so ungeschickt, meiner Muttere nicht zu sagen, wohin ich gehe. Als ich in die Stretton Street kam, war Gabriele Engledue schon dort und saß mit Herrn De Gex plaudernd in der Bibliothek. Er sagte, daß er eben von Herrn Cullerton telephonisch verständigt worden sei, daß sich seine Frau unwohl fühle und daß sie daher nicht kommen könnten. So setzten wir uns denn zu Tisch; es war außer uns nur noch ein Gast anwesend — wie ich mich jetzt erinnere, war es Doktor Moroni, der sich dann später als mein Freund erwies.

„Die Mahlzeit, die recht angeregt verlief, wurde von einem Diener serviert, den De Gex mit Horton ansprach. Ich entsinne mich nun, daß knapp bevor der Kaffee serviert wurde, Moroni vom Tische aufstand und zum Telephon ging. Als er wieder zurückgekehrt war, brachte Horton die Tassen herein, die bereits gefüllt waren. Der Diener stellte eine Tasse vor mich hin, doch De Gex vertauschte sie zuvorkommend mit der seinen, da sie zu voll angefüllt war.

„Wir plauderten miteinander und ich trank meinen Kaffee. Ich bemerkte, daß Doktor Moroni und De Gex mich seltsam ansahen. Der Kaffee schmeckte ungewöhnlich süß, und es schien mir auch, als ob er leicht parfümiert gewesen wäre. Kaum hatte ich meine Tasse auf den Tisch zurückgestellt, da spürte ich einen furchtbaren Schmerz im Kopf und schrie laut auf. Fräulein Engledue wollte mir beispringen, doch ein seltsames Schwindelgefühl erfaßte mich und im nächsten Augenblicke verlor ich das Bewußtsein."

Ich schwieg und sann über ihre merkwürdige Erzählung nach.

„Fräulein Engledue war also zu dieser Zeit noch ganz wohlauf?"

„Gewiß, sie sprang ja auf, um mir zu helfen."

„Es wurde Ihnen demnach übel, bevor es ihr gleicherweise erging?"

„Wurde ihr denn auch schlecht? Das wußte ich nicht", erwiderte sie erstaunt.

„Ja, Sie machte man durch ein Betäubungsmittel, das todesähnliche Folgen nach sich zog, bewußtlos, doch Fräulein Engledue wurde darauf mit Vorbedacht getötet."

Gabriele starrte mich an, als wäre ich nicht Herr meiner Sinne.

„Gabriele Engledue wurde ermordet? — Das kann doch nicht wahr sein!" rief sie ungläubig aus.

„Es ist aber doch so, ihr Leichnam wurde verbrannt."

Gabriele stieß einen Schrei des Schreckens aus. Nun erst sah sie ein, daß sie das Opfer eines geschickt ausgedachten Anschlags gewesen sei.

„Ich entsinne mich", fuhr sie fort, „daß ich in dem Augenblicke, als mir die Sinne schwanden, wie fasziniert war von dem breiten spanischen Schal, den Gabriele Engledue um ihre Schultern trug. Es war ein prachtvoller Seidenschal mit langen Fransen, der Blumen in rot, grün und gold eingestickt hatte. Ich hatte ihn schon die ganze Zeit über bewundert, doch seine Farben schienen meine Sinne zu verwirren — rot, grün und gold."

Wie oft hatte ich mir über diese Worte den Kopf zerbrochen, — nun wußte ich die Wahrheit. Der spanische Schal war das Letzte gewesen, das sie gesehen hatte, bevor das tückische Orosin seine Wirkung tat.

Nun erzählte ich ihr meine eigene Geschichte.

„Mich hate man unter einem Vorwand in das Haus gelockt, nachdem Sie Ihren Kaffee bereits getrunken hatten — vielleicht auch schon vorher", sagte ich. „Die Luft in der Bibliothek war von einem ungewissen Parfüm geschwängert und De Gex gab mir dann ein Glas Likör zu trinken, in das er vorher das gefährlichste aller Gifte, Orosin, geschüttet hatte. Dieses Gift zeigte bei mir auch sofort seine Wirkung und einige Augenblicke später führte man mich an ein Bett, auf welchem Sie tot lagen. Ich hielt Sie auch tatsächlich für tot und stellte in meiner geistigen Verwirrung einen Totenschein aus, den De Gex vorbereitet hatte. Ich erklärte darin, daß Sie an einem Herzleiden gestorben seien, mit welchem Sie seit einigen Monaten in meiner Behandlung gestanden hätten."

„Ich wußte dann nichts mehr von mir, bis ich in Hampshire auf der Straße aufgefunden wurde", warf Gabriele ein.

„Mir erging es ebenso, bis ich in einem Spitale in St. Malo zu mir kam", fuhr ich fort. „In kleinen Dosen zerstört das Orosin das Erinnerungsvermögen, in größeren hat es einen todesähnlichen Zustand zur Folge und in noch größeren — wie sie Ihrer Freundin Gabriele Engledue verabreicht wurde — sofortigen Tod, wobei durch die Obduktion nur Herzschwäche als Todesursache konstatiert werden kann. Durch Fräulein Engledues Tod erbt De Gex das Vermögen ihres Vaters, des Grafen Chamartin."

„Dies klingt alles so unglaublich", erklärte Gabriele.

„Allerdings, Fräulein Tennison, doch haben Sie noch ein wenig Geduld und ich will Ihnen die ganzen Schurkereien unseres gemeinsamen Feindes beweisen."

Ich ergriff ihre zarte Hand und hielt sie einige Sekunden lang in der meinen. Tief blickte ich ihr in die wundervollen Augen, dann hob ich ihre Hand an meine Lippen und drückte einen Kuß darauf. — Sie entzog mir ihre Hand nicht und ich ersah daraus, zu meiner unermeßlichen Freude, daß sie meine Zuneigung erwiderte.

Ich liebte Grabriele Tennison mit meiner ganzen Seele und wußte nun auch, daß sie mich liebte. Ich besprach mit Gabriele die seltsamen Ereignisse, bis die Dunkelheit hereinbrach, und erzählte ihr meine eigenen Erlebnisse. Gespannt hörte sie mir zu.

Leise ergriff ich ihre Hand und drückte einen langen, heißen Kuß auf ihre Lippen.

Ich fühlte, wie sie erbebte, als ich sie umfaßte. Zu meiner unermeßlichen Freude spürte ich, wie sie meinen Kuß leidenschaftlich erwiderte.

(Schluß folgt.)

Schicksal.

Immer neu vor deine Kraft gestellt
Und bestürmt von ungemeßnen Fragen!
Kannst du's fragen?
Kannst du deine ungebor'ne Welt
An die ewig auserkor'ne Welt,
An die sternbedingte Erde wagen?

E. G. Kolbenheyer.

Macht der Erde.

Skizze von Kurt Müno.

In die kleine Kate, die Hinrich Holter vor drei Jahren zusammen mit einem Stück Moorland erworben hatte, trat ein Mann. Hochgebaut und breitschultrig war er, daß er den Kopf niederbeugen mußte, um nicht anzustoßen. Die junge Holterin, die allein in der Stube war, schrak leicht zusammen. „Tag, Schwägerin", sagte der Mann, nahm die Mütze ab und blickte sich neugierig in der kleinen und niedrigen Stube um. Die junge Frau sah ihn fragend an. „Du wunderst dich, daß ich hier bin", lachte Hubert Holter gezwungen und drehte dabei verlegen die Mütze in den Händen. „Ist Hinrich da?" — „Er ist draußen im Stall", sagte die Frau und ging, um ihn zu holen. In der Stube war es schwül, Fliegen summten am Fenster. Ein Geranienstock blühte hinter den Gardinen. Hubert Holter wollte sich nicht setzen und machte unruhig ein paar Schritte auf und ab.

Der Bruder Hinrich kam und blickte dem Gast verwundert ins Gesicht. Schweißtropfen standen ihm auf der braunen Stirn, seine Hände wischte er an der Arbeitshose ab, ehe er Hubert die Hand hinreichte. „Mich hättest du wohl nicht erwartet?" fragte dieser, da er nicht wußte, wie er das Gespräch beginnen sollte.

„Hast ja sonst nicht den Weg zu uns gefunden. Ich bin dir nicht gram gewesen — von damals her. Es war der Wille unseres Vaters, daß du den Hof bekamst und ich mit leeren Händen fortgehen mußte. Man hat mir damals geraten, das Testament anzufechten, — ich habe den Willen des Vaters geehrt."

Der andere lachte mühsam. „Laß doch die Vergangenheit ruhen!"

„Wenn's dir lieber ist — du hattest eben das Glück, der Ältere und Liebling des Vaters zu sein. Vielleicht war es auch gut so. Ich habe niemand etwas zu verdanken, nur mir und meinen Händen. Jeden Schritt Boden, der mir Korn trägt, habe ich der Natur abgerungen. Das ist ein schönes Gefühl."

Die beiden Männer schwiegen und blickten an einander vorüber, jeder in seinen Gedanken. Hubert wollte etwas sagen, räusperte sich, brachte kein Wort aus der Kehle. Das Schweigen wurde drückend. Durch die Fenster kam die Stille des Nachmittags. Eine Kuh brüllte im Stall. Sonst kein Laut.

„Hinrich", fing Hubert endlich an, und man merkte, daß ihm das Sprechen schwer wurde, „du beneidest mich vielleicht, weil ich den Hof habe und im Dorf als großer Mann dastehe. Vielleicht hast du es mit deinen paar Äckern und deiner Hütte besser —"

„Ich habe dich nie beneidet", sagte Hinrich und blickte an die Decke. Das Blut war ihm in den Kopf gestiegen.

Hubert sprang auf. „Ich kann doch nicht länger darum herum reden. Ich muß es dir ja sagen. Ich bin am Ende. Ich muß den Hof verkaufen."

Hinrich wurde blaß unter der Sonnenbräune. „Du mußt . . ." schrie er auf und wurde dann still. Der Bruder stand wie schuldbewußt vor ihm. Hinrich erhob sich, die Glieder waren ihm schwer. Die Gedanken von drei Jahren überfielen ihn. Fast fühlte er eine Genugtuung, er hatte darunter gelitten, daß er von dem Hofe des Vaters in die kleine Kate am Moor ziehen mußte. Aber es war ein schwerer Schlag: der Hof des Vaters, an dem sein Herz hing . . Er ging zum Fenster und ließ sich auf einen Stuhl niederfallen.

„Ich weiß", sagte Hubert, „daß ich schuld daran bin. Ich verstehe nicht zu lenken und zu leiten. Die Zügel entglitten meinen Händen —"

Hinrich stand vor dem Bruder. „Warum bist du jetzt zu mir gekommen? Warum erzählst du mir das?"

Hubert machte eine hilflose Bewegung. „Ich weiß es nicht. Vielleicht brauche ich einen Menschen, dem ich mich anvertrauen konnte. Der mir zu raten weiß!" Die Arme hingen ihm schlaff am Körper herab; er war am Ende.

Hinrich sah an ihm vorbei zum Fenster hinaus. Sein Blick war hart und dunkel. Stockend kam es aus ihm: „Ich habe dir auch nichts mehr zu sagen."

Hubert tastete nach der Mütze und ging wortlos hinaus. Schritt den Feldweg hinab dem Dorfe zu. Die Äcker breiteten sich weit um ihn. Das Korn sah der Reife entgegen, die Ähren wogten im leichten Winde. Ein Schwarm Rebhühner stob surrend aus einem Kartoffelacker empor. Die Sonne war im Sinken, Abendkühle kam auf. Hubert ging am Feldrand, durch seine Hände strichen die Ähren des Korns. „Noch acht Tage", dachte er, „noch acht Tage —". Er fühlte einen jähen Schmerz in der Brust, er wollte dagegen ankämpfen, sagte sich, er sei nicht zum Landwirt geboren, sein Heil werde in der Stadt liegen. Aber die sanfte Schönheit dieses Sommerabends überwältigte ihn, er setzte sich am Feldrand nieder, den Kopf in die Hände gestützt, und lauschte dem Sirren der Grillen im Gras. Aus dem Dorfe klang das monotone Dengeln der Sensen herüber; die Bauern bereiteten sich zur Ernte vor, warteten auf die Belohnung ihres Schweißes. Als Hubert wieder aufstand, war der Mond am Himmel, und das lichte Blau des Abends breitete sich über das Dorf.

Acht Tage später klopfte es bei Hinrich an der Tür. Hubert stand davor und streckte dem Bruder die Hand hin. „Komm mit mir", sagte er, „der Käufer ist da, und ich brauche einen Zeugen. Da hab ich an dich gedacht." — „Nein", antwortete Hinrich trotzig, „dazu bekommst du mich nicht mit." Und er ging in die Stube zurück.

Hubert folgte ihm. Er lächelte, als er in des Bruders finsteres Gesicht blickte. „Dir scheint es nicht viel auszumachen, des Vaters Hof weg zu werfen", fuhr Hinrich auf. — „Ich weiß nicht, warum mir so froh zumute ist seit heute früh", sagte Hubert still und drängte dem anderen die Mütze in die Hand. „Ich hatte bestimmt auf dich gerechnet. Ich möchte keinen fremden Menschen bei dem Geschäft haben. Die passen nicht dahin." Und es war, als müsse er sich über seine Worte freuen. Schließlich ging Hinrich mit.

Hubert schritt vor dem Jüngeren einher. Mit einem kleinen Stock schlug er das hohe Gras. Er summte ein Lied. Die Felder lagen in sommerlicher Reife um sie. „Du scheinst sehr fröhlich zu sein, daß du den Hof verlierst", sagte Hinrich und blickte ihn von der Seite an. „Ja", entgegnete Hubert und blickte dem Bruder voll ins Gesicht. Der wandte sich von ihm ab: „Es ist schließlich der Hof unseres Vaters. Aber vielleicht weißt du es gar nicht, was es heißt, mit einem Stück Erde verwurzelt zu sein, daß man es wie ein Stück seines eigenen Leibes betrachtet." — „Doch", sagte der Ältere, „ich weiß es." — Dann schritten sie schweigend dem Dorfe zu.

Der Käufer wartete bereits. Hubert führte ihn in die Stube, Hinrich folgte mit verbissenem Gesicht. „Leider", lachte Hubert, „kommen Sie eine halbe Stunde zu spät. Mein Hof ist bereits vergeben." Der Käufer fuhr unwillig auf. — „Dort steht der neue Besitzer", sagte Hubert und zeigte auf Hinrich. Dem schlug eine heiße Welle ins Gesicht: „Warum willst du mich verspotten?" — „Hinrich", sagte Hubert und ging auf den Bruder zu, „ich gebe dir nur, was dir von Rechtswegen zusteht. Du bist der Tüchtigere von uns beiden. Nur das e i n e Recht behalte ich mir vor: hier mitarbeiten zu dürfen. Wir wollen gemeinsam versuchen, was mir allein nicht gelungen ist. Seit acht Tagen, als ich das erste Mal bei dir war, weiß ich, daß ich nicht fort kann von der Scholle, die mich hervorgebracht hat. Daß ich hier Wurzeln geschlagen habe, die niemand ausreißen kann. Willst du meinen Vorschlag annehmen?" Er streckte die Hand hin. Hinrich griff danach. „Hubert", sagte er, sonst nichts. Aber es war genug für die beiden Männer.

„Kommen Sie", sagte Hubert zum Käufer, der die Szene nicht verstanden hatte, „ich spanne an, ich muß zur Stadt zum Rechtsanwalt." Nach zehn Minuten schon rumpelte der Wagen auf der Landstraße. Hubert beugte sich zum Bruder zurück und wies mit dem Peitschenstock in großer Gebärde über die Äcker und Wiesen, über den Gutshof, der unter Bäumen versteckt lag. Die Brüder schauten sich einen Augenblick an. Sie verstanden sich, ohne ein Wort zu sprechen. Es war, als ob Hubert Holter von neuem Besitz von der Erde ergriff.

Aphorismen.

Von F. L. Dunbar v. Kalckreuth.

Es ist die liebenswürdigste, aber zugleich die täuschendste Eigenschaft des Weibes, daß es alles, was den bevorzugten Mann interessiert, sich anzuempfinden weiß — aber nur aus Interesse für ihn, nur selten für die Sache.

*

Eine ständige Gefahr, schließlich zur Gewohnheit geworden, wird dadurch oft zugleich zum Schlummerlied der Wachsamkeit.

*

Die Herrlichkeit des Reichtums hat sich stets am höchsten in der Möglichkeit der Armut offenbart.

*

Verdächtigungen sind immer das Gebiet gewesen, auf dem die kleinsten Geister das Größte leisteten.

*

Solange die materiellen Mittel nur mäßige sind, solange werden vom Durchschnitt auch die Leistungen eines Genies für mittelmäßige gehalten.

*

Nur große Geister bewundern in der Welt das Selbstverständliche und Alltägliche. Nur kleine Geister finden das Ungewohnte bemerkenswert. — Im Selbstverständlichen aber ruht das Geheimnisvolle.

Bunte Chronik

* **„Das ist das Ende eines Menschen."** Im Wilnaer Varieté-Theater „Kakadu" beging ein Mann auf seltsame Weise Selbstmord. Der Gemeindesekretär Putkiewicz lud einen Schauspieler dieser Bühne zu einem opulenten Diner ein und bat ihn nachher, er möge ihn hinter die Kulissen führen, da er noch nie die Inneneinrichtung einer Bühne gesehen habe. Der Schauspieler entsprach diesem Wunsche und führte den Gemeindesekretär hinter die Kulissen. Putkiewicz sprang plötzlich auf die offene Bühne, auf der sich gerade eine Varieténummer abspielte, zog mit den Worten „Das ist das Ende eines Menschen" einen Revolver und jagte sich eine Kugel durch den Kopf. Der Vorfall verursachte unter dem Publikum eine ungeheure Panik.

* **Ein indisches Fest.** Im östlichen Indien wird noch heute ein religiöses Fest gefeiert, das sehr geeignet ist, dem Europäer die Haut schaudern zu machen. Es ist das Bhairavafest zum Geburtstage des Gottes Marutti, eines Affengottes, auch Rockdoba, Gott der schnellen Bezahlung, genannt. Zu diesem Fest finden sich immer einige Gläubige, die das Gelübde getan haben, sich an diesem Festtag an einem durch die Rückenmuskeln gezogenen eisernen Haken in die Luft ziehen zu lassen. Dies blutige Geschäft besorgt ein Operateur, der an jeder Seite des Rückgrats einen Einschnitt macht, den flachen eisernen Haken geschickt unter dem Rückgrat durchzieht, worauf der Märtyrer an einem Seil in die Höhe gezogen und mittels eines Schwengels von starkem Bambus an einem Galgen im Kreise herumgeschwenkt wird. Während des Fluges streut der Märtyrer geweihte Kokosnußstücke auf das zahlreich versammelte „tschangbale" (Gott ist gut) jauchzende Volk. Nach der Prozedur wird Gelbwurz in die Wunden gestopft, um sie so schnell wie möglich zum Ausheilen zu bringen. Natürlich kommt es vor, daß entweder das Fleisch der Hängenden reißt oder sie nachträglich unter schmerzhafter Blutvergiftung einen qualvollen Tod sterben.

* **Das goldene Kalb.** In Godwood, dem Landsitz eines englischen Herzogs, kann man viele seltene Schätze bewundern, so u. a. das silberne Frühstücksservice Napoleons, das die Engländer nach der Schlacht von Waterloo erbeuteten. Aber das Bemerkenswerteste von allem ist in keinem Katalog enthalten und ist auch nicht im Schloß selbst zu finden. Es ist nicht mehr und nicht weniger als Arons. „Goldenes Kalb". Entgegen dem Schicksal, das die heilige Schrift von diesem Idol erzählt, glauben die Bauern aus Sussex, daß es unter einem Hügel, die „Rolle" genannt, begraben liegt. Es wird dort eifersüchtig von dem Teufel bewacht, den die Bauern nur selten erwähnen, und dann nur unter dem Euphemismus „Er". Viele Versuche sind gemacht worden, um dieses Schatzes habhaft zu werden. Aber so tief die Schatzgräber auch gruben, das „Goldene Kalb" wird von dem Feinde der Menschheit immer noch tiefer verborgen. Der jetzige Besitzer ist darauf aus, richtigen Reichtum aus dem Hügel zu ziehen. Er hat einen Preis dafür ausgesetzt, diesen Winkel des Goldes richtig zu untersuchen.

* **Tragisches Ende der „lebenden Kanonenkugel".** Der weltberühmte Varietéartist Harvey Powers, bekannt unter dem Namen „Die lebende Kanonenkugel", ist vor einigen Tagen das Opfer seines Wagemutes geworden. Sein Trick bestand darin, daß er sich aus einer Kanone abschießen ließ, und er fiel gewöhnlich wohlbehalten in ein großes ausgespanntes Netz. Das Publikum gewöhnte sich in letzter Zeit an diesen Trick. Um die Nerven der sensationslüsternen Menge noch mehr zu kitzeln, entschloß sich Powers, seinen Trick gefährlicher zu gestalten. Er verkündete auf großen Affichen, daß er sich aus einer Kanone, die auf einem Flugzeug aufgestellt sein wird, aus einer Höhe von tausend Metern abschießen lassen wird. Powers hoffte, mit Hilfe eines Fallschirms aus der Luft glücklich auf die Erde herunter zu fallen. Zum Entsetzen des versammelten Publikums öffnete sich der Fallschirm nicht und der unglückliche Akrobat fand einen schrecklichen Tod.

* **Eine verzwickte Ehescheidungs- und Wiederverheiratungsgeschichte.** Ein ungarischer Schuhmacher wollte in Amerika sein Glück machen, wanderte aus und wollte seine Frau mit drei Kindern nachkommen lassen, wenn es ihm erst gut ginge. Aber es ging ihm nicht gut und Jahre vergingen, ohne daß es ihm möglich gewesen wäre, seine Familie zu holen, oder wieder heim nach Ungarn zu kehren. Da winkte ihm das Glück von anderer Seite; er fand Gelegenheit, in ein Geschäft einzuheiraten. Und da er doch keine Möglichkeit der Wiedervereinigung mit seiner Familie sah, ließ er sich scheiden und heiratete eine vermögende Witwe. Doch diese starb nach einem Jahre. Nun war er vermögend und gedachte, zu seiner ersten Frau zurückzukehren. Er reiste nach Ungarn. Wie freute sich das brave Weib, wie gerne wollte sie ihn nun wieder als Mann in die Arme schließen. Doch sie waren ja geschieden und mußten erst wieder heiraten. Das war jedoch nicht so einfach, denn in Ungarn galt eine amerikanische Scheidung nicht und eine zweimalige Eheschließung desselben Paares gab es nicht. Nun, umso besser, das vereinfachte die Sache, dachten die Beiden. Sie gingen also zum amerikanischen Konsul, um die Pässe zur Reise übers große Wasser zu besorgen. Dort aber hatte die amerikanische Scheidung Gültigkeit, und er konnte sie nicht als Frau mitnehmen, er solle sich erst trauen lassen. Ohne Geld aber konnte die Frau nicht allein nach Amerika einreisen. Da er aber sein Geschäft nicht im Stiche lassen konnte, fuhr er schweren Herzens allein nach Amerika und ließ dort durch einen Rechtsanwalt die Lösung des verwickelten Problems betreiben. Man mußte zunächst seine ungarische Staatsangehörigkeit löschen, damit die ungarischen Behörden die Ehescheidung anerkennen konnten. Dann mußte er sich in Ungarn wieder verheiraten, damit er ein amerikanisches Visum für seine Frau bekam. Langwierige Verhandlungen waren hierzu nötig, aber endlich... nach drei Jahren!... konnte der neugebackene Ehemann mit seiner ungarischen herangereisten Familie in Amerika seinen Einzug halten.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.